

Kommunikationsformen im Wandel. Brief – E-Mail – SMS

1. Einleitung – Die Veränderung der Kommunikation in alten und neuen Medien

58

Viele Jahrhunderte lang war der Brief fast konkurrenzlos das einzige Medium, mit dem über größere Distanzen hinweg Kontakt aufgenommen werden konnte oder Beziehungen aufrecht erhalten wurden, doch seit einiger Zeit gibt es eine Reihe von Alternativen. Der Werbeslogan der Deutschen Bundespost in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts – schreib mal wieder! – wirkte bereits zu diesem Zeitpunkt wie ein öffentlicher Aufruf, eine vom Aussterben bedrohte jahrhundertealte kulturelle Praxis und Kommunikationsform zu retten. Zwischenzeitlich haben modulierte Signale längst den Postboten überholt, und die elektronische Mailbox bietet den Anschluss an ein weltweites Kommunikationsforum. Der Medienwechsel brachte einen grundsätzlichen kulturellen Wandel mit sich, weil das kollektive Gedächtnis unserer Gesellschaft, das bisher durch Prinzipien der Schriftlichkeit charakterisiert wurde, zunehmend nach elektronischen Regeln arbeitet. Wenngleich bereits Georg Steinhausen in seiner Geschichte des Deutschen Briefes zum Ende des 19. Jahrhunderts den nahenden Untergang beschwor, gibt es den Brief heute immer noch.¹ Als Kommunikationsmedium konkurrieren mit dem Brief allerdings bereits seit langem Telegramm, Postkarte und Telefon, in den vergangenen Jahrzehnten ergänzt durch Angebote der modernen Telekommunikation wie Telefax, E-Mail und SMS sowie weiterer Netze und Dienste, wie beispielsweise Twitter oder Facebook, die in immer kürzerer Zeit neu hinzukommen.

Maschinen und Verfahren zur Verarbeitung, Speicherung und Vervielfältigung von Sprache und Schrift spielen in unserer jüngsten technischen Entwicklung eine herausragende Rolle. Telefone, Funk- und Tonbandgeräte, Schreibmaschinen und Computer dienen vor allem dazu, die Leistungsfähigkeit von Schrift und Sprache zu vergrößern. In vielfältigen Transformationen und technischen Verpackungen treten uns Sprache und Schrift entgegen, so dass es kaum angemessen scheint, von einem Rückgang der Schriftlichkeit oder des Lesevermögens sowie von kommunikatorischen Defiziten in zivilisierten und mit einem funktionierenden Schulwesen ausgestatteten Ländern zu sprechen. Vielmehr breiten sich Schrift und Sprache immer weiter aus und gewinnen, wenn auch in vielfältiger Verkleidung, u. a. durch die globale Verwendung der englischen Sprache, zunehmend an Bedeutung und Macht.

Andererseits wissen wir, nicht erst seit den PISA-Studien und OECD-Bildungsberichten, dass – bereits lange vor der so genannten Medienrevolution – mit dem öffentlichen Schulsystem insgesamt auch der traditionelle Geschichts- oder Deutschunterricht in die Krise geraten ist. Der durchaus beklagenswerte Verlust elementarer Fähigkeiten im Umgang mit komplexen Texten kann allerdings ebenso wenig wie das Wegbrechen einer historisch vermittelten Bildungsidee dem Computereinsatz der letzten Jahre angelastet werden.

1 Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Bde., Berlin 1889/1891.

Durch die sich ständig verändernden technischen Möglichkeiten einer immer weitergehenden Verdichtung, Beschleunigung und Vernetzung unseres kommunikativen Austausches kam es in der Geschichte immer wieder zu Modernisierungen der gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse. Neue Medien verändern dabei häufig nicht nur Kommunikationsweisen und Sprachformen, sondern auch die Stellung der menschlichen Sprache und der menschlichen Verhältnisse insgesamt. Sie schufen die Voraussetzung für beschleunigte Mitteilungen, was sich durch die digitalen Medien noch einmal gesteigert hat. Elektronische Post ersetzt jedoch weder die mündliche noch die telefonische oder die traditionell schriftliche, sondern sie intensiviert die gesamte Kommunikation.² Im einst prophezeiten papierlosen Büro verzehren heute Tintenstrahl- oder Laserdrucker kistenweise Papier, und die Vorzüge der E-Mail-Kommunikation – geringer Aufwand und Schnelligkeit – führen seit Jahren zu einem Anwachsen der Post, da »für jede Kleinigkeit eine Mail geschrieben und letztlich doch vieles schriftlich verschickt« wird, »was früher nur mündlich abgesprochen oder mitgeteilt wurde«.³

In der Mediengeschichte hat bisher jedes der neu entstehenden Medien einen Funktionswandel bei bereits bestehenden bewirkt, auch wenn diese nicht vollständig verdrängt wurden. In welchem Ausmaß und in welcher Weise die jeweils *neuen* Medien den Umgang mit *alten* Medien ändern, ist nicht vorauszusagen, denn es verändern sich unser gesamter Begriff von Kultur und unser kulturelles Schaffen selbst. Durch die neuen Medien könnte uns unter Umständen auch bewusst werden, dass Kultur und Kommunikation keineswegs allein an Wort und Text gebunden sind.⁴

Auch wenn heute ein Großteil der Informationen, die in Datenbanken gespeichert werden, digitalisiert ist, werden die Daten jeweils in Schrift umgesetzt, damit wir in der Lage sind, sie zu verwenden. In unserem digitalen Zeitalter wird Schrift nicht mehr hauptsächlich dafür verwendet, Informationen zu speichern. Seitdem Schrift digitalisiert wird, ist kulturhistorisch zwischen primärer Schriftlichkeit – die seit etwa 7000 Jahren in einem permanent wachsenden Teil der Bevölkerung den Schriftbesitz fördert – und sekundärer Schriftlichkeit zu unterscheiden, die seit der Entwicklung von Computern zu einem – weltweit betrachtet nach wie vor – elitären Instrument einer Schrift besitzenden Klasse mit gehobenem Lebensstandard wurde, mit durchaus erheblichen regionalen und sozialen Unterschieden im Hinblick auf die jeweiligen Nutzungsmöglichkeiten sowie die schriftliche Kompetenz von Gesellschaften und sozialen Schichten.

Bisherige Erfahrungen mit sekundärer Schriftlichkeit – wie z. B. Textproduktion am Computer, SMS, E-Mail, Internet etc. – zeigen, dass sich der Schriftgebrauch besonders in den Industrienationen Europas, Amerikas und Asiens um ein Vielfaches erhöht hat. Allein aufgrund der Masse digitaler Informationen, die über das traditionelle Medium der Schrift im Kommunikationsprozess zwischen Mensch und Maschine verfügbar sind, wurde die primäre Schriftlichkeit längst von der sekundären überholt. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass der traditionelle Schriftgebrauch deshalb automatisch veraltet wäre.⁵

2 Vgl. Jörg Meier, Vom Brief zur E-Mail – Kontinuität und Wandel, in: Arne Ziegler/Christa Dürscheid (Hg.), Kommunikationsform E-Mail, (Textsorten 6), Tübingen 2002, S. 57–75.

3 Nina Janich, Electronic Mail, eine betriebsinterne Kommunikationsform, in: Muttersprache 104 (1994), S. 258.

4 Vgl. Jörg Meier, www.buch.ade? – Das Buch in Zeiten des Internet, in: Jörg Meier/Arne Ziegler (Hg.): Edition und Internet. Probleme, Fragestellungen, Perspektiven. Berlin 2004, S. 11–40.

5 Vgl. Harald Haarmann, Geschichte der Schrift. München 2002, S. 125.

Laut einer Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allensbach aus dem Jahre 2009 telefonieren in Deutschland 52 Prozent der 14–19-Jährigen gerne ausgiebig und ebenso viele schreiben gerne eine SMS. »Zwar schreiben nur noch 11 Prozent der Unter-20-Jährigen gerne Briefe, 47 Prozent jedoch gerne E-Mails. Damit kommunizieren sie weitaus mehr auf schriftlichem Wege als die mittlere oder ältere Generation«, denn von den 60-Jährigen und Älteren schreiben nur 3 Prozent gerne E-Mails, 2 Prozent am liebsten eine SMS, aber auch nur 20 Prozent gerne Briefe. Das Internet führt bei der jüngeren Generation somit keineswegs zu einem Rückgang, sondern eher zu einer »Renaissance der schriftlichen Kommunikation«.⁶

Immer stärker rückten dabei in den vergangenen Jahren auch die Bedingungen, unter denen Texte entstehen, in den Blickpunkt der Betrachtungen. Aufgrund einer zunehmenden »Elektronisierung« der Kommunikation werden Texte verstärkt unter spezifischen medialen Bedingungen produziert und rezipiert, wobei noch weitgehend offen ist, welchen Einfluss die immer *neuen* Medien auf die gesamte Kommunikation und ihre Textsorten nehmen werden.⁷

Im Folgenden soll u. a. den Fragen nachgegangen werden, wie sich die schriftlichen Texte bei Briefen, E-Mails und SMS geändert bzw. nicht geändert haben und wie sich die kommunikative Praxis auf verschiedenen Ebenen verändert hat und weiter verändert, in Bezug auf äußere Gestalt und Geschwindigkeit, im Kontext von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Privatheit und Öffentlichkeit.

Zunächst werden die Kommunikationsformen Brief, E-Mail und SMS gesondert betrachtet, bevor im Weiteren die Auswirkungen auf den Sprachgebrauch und die Veränderungen der Kommunikation(sbedingungen) im Gesamtkontext des Mediengebrauchs beleuchtet werden.

2. Briefe – Dialogisch schriftliche Kommunikationsmittel des langsame(re)n Nachdenkens und der Zuwendung?

Darüber, was überhaupt ein Brief ist, machen sich verschiedene Wissenschaftsdisziplinen wieder Gedanken, seit E-Mails dem Brief zunehmend den Rang als erstes Medium in der fernschriftlichen Kommunikation abzulaufen drohen.

Der Brief ist – ebenso wie E-Mail und SMS – keine Textsorte, sondern eine Art der dialogischen schriftlichen Kommunikation und damit »zunächst nichts anderes als ein durch bestimmte formale Merkmale gekennzeichnetes Mittel, mit dem ein Mensch mit einem anderen kommunizieren kann, der räumlich von ihm getrennt ist«, wobei sowohl die Häufigkeit bestimmter Formen und Funktionen von Briefen als auch »die Häufigkeit des Briefs als Kommunikationsform in einer Gesellschaft allgemein abhängig von bestimmten historisch gesellschaftlichen Situationen« ist.⁸

6 Institut für Demoskopie Allensbach, Auf dem Weg von der persönlichen zur virtuellen Kommunikation. Veränderungen der Gesprächskultur in Deutschland, Allensbacher Berichte 3 (2009), S. 1.

7 Vgl. z. B. Eva-Maria Jakobs/Dagmar Knorr/Karl-Heinz Pagner (Hg.), Textproduktion: Hypertext, Text, KonText. Frankfurt a. M. u. a. 1999.

8 Karl Ermert, Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation, (Reihe Germanistische Linguistik 20), Tübingen 1979, S. 9.

Im Kontext eines erweiterten Literaturbegriffes begannen pragmatisch und kommunikationstheoretisch fundierte Arbeiten, Briefe als Kommunikationsform zu betrachten, wobei zunächst besonders die funktionalen Kriterien der Überwindung einer räumlichen Trennung, der Mitteilungsentention und der fingierten Gesprächssituation im Vordergrund des Interesses standen. Neuere Definitionen verzichteten daher häufig auf den inhaltlichen Aspekt und charakterisieren den Brief als »schriftliche Mitteilung an einen abwesenden Empfänger« sowie als »(1) nicht-fiktionalen, (2) an eine explizit genannte bzw. angeredete Person (oder Mehrzahl von Personen) gerichteten, (3) nicht zur weiteren Veröffentlichung bestimmten Text«.⁹

Dabei wird davon ausgegangen, dass jeder Text als Produkt und Medium sozialen Handelns mit einer Intention des Handelnden verbunden ist bzw. jeder Text eine Funktion hat.¹⁰ Diese Intention bzw. Funktion ist das erste, die soziale Situation, in der gehandelt wird, das zweite, und das Thema, der »Redegegegenstand«, das dritte Kriterium zur Textklassifikation. Da die formale Beschaffenheit eines Textes durch diese Kriterien determiniert wird, spielen sprachlich strukturelle Faktoren eine untergeordnete Rolle bei der Klassifikation.¹¹

Briefe sind als Kommunikationsform prinzipiell offen für verschiedene Funktionen, Situationen und Themen, lassen sich aber bereits von anderen Kommunikationsformen nach situativen und medialen Aspekten unterscheiden, die eine Kommunikationssituation im weiteren Sinne bestimmen und die für den Emittenten zu sprachhandlungsrelevanten Größen werden. Dabei muss zunächst nach der Art des kommunikativen Kontaktes, der Kodierungsart, den Kommunikationspartnern, den Produktions- und Rezeptionsbedingungen sowie den Übermittlungsmodalitäten differenziert werden.

Für die Kommunikationsform Brief ist der zeitlich und räumlich indirekte Kontakt kennzeichnend, wobei sich aufgrund der sekundären Kodierungsart der Schriftlichkeit gegenüber der mündlichen Kommunikation mehrere Vermittlungsebenen im Produktions- wie Rezeptionsvorgang einschieben. Aufgrund des Phasenverzugs zwischen der Produktion und Rezeption erfordert die briefliche Kommunikation »in stärkerem Maße eine Reflexion über Intention und Funktion der Äußerung, über die generelle und aktuelle Situation des Empfängers und eine entsprechend reflektierte Umsetzung«.¹² Auch andere textuelle Merkmale des Briefes wie der Transport, die äußere Form, die Adressaten- und Absenderangabe, die Orts- und Datumsangabe sowie die Unterschrift resultieren aus der zeitlichen und räumlichen Indirektheit der Kommunikation. Bei der brieflichen Kommunikation sind sowohl die Kommunikationspartner, die nach dem Bekanntheitsgrad, der »Beschaffenheit« und der Zahl differenziert werden können, entscheidende Elemente als auch die Produktions- und Rezeptionsbedingungen.¹³

Heute ist der Brief in der Regel weniger Medium reflektierender Selbstdarstellung, dem Tagebuch verwandt, und »nur noch selten – beispielsweise in der Form des Leserbriefs – Organ politischer oder kultureller Meinungsäußerung und Meinungsbildung und in dieser Form ein Stück sorgfältig geformter Kunstprosa, wie er es von den Anfängen seiner Überlie-

9 Jochen Golz, Brief, in: Klaus Weimar u. a. (Hg.): Reallexikon der Literaturwissenschaft. Neubearb. des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte., Bd. 1, Berlin 1997, S. 251.

10 Klaus Brinker, Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundlagen und Methoden, Berlin 1985, S. 125.

11 Vgl. Ermert, Briefsorten, S. 50 f.

12 Ebd., S. 55.

13 Vgl. ebd., S. 56 ff.

ferung an« war.¹⁴ Briefliche Kommunikation ist jedoch keineswegs in jeder Beziehung rückläufig, denn in fast allen Bereichen des öffentlichen Lebens spielt sie eine wichtige Rolle. Aufgrund des Einsatzes neuer Medien, auch im Privatbereich, unterliegt der Brief in der Kommunikation zwischen Privatpersonen und verschiedensten Öffentlichkeitsbereichen neuen Regularitäten und fordert sowohl vom Briefeschreiber als auch vom Empfänger ein differenziertes Reaktionsrepertoire.¹⁵

Fragen des Brieflayouts bereiten bei der Verwendung eines Computers heute weniger – oder zumindest andere – Probleme, denn es besteht die »Möglichkeit, auch dem individuellen, privaten Schreiben den Anschein von Professionalität zu geben, während andererseits nicht selten Firmen sich darum bemühen, den Schreiben an ihre Geschäftspartner einen – professionell hergestellten – Eindruck von Individualität zu verleihen.«¹⁶ Aufgrund der Verbreitung des Computers im privaten Bereich ergeben sich neue Formen des Verfassens von Brief-Texten. Die zunehmende »Professionalisierung bei der Herstellung von Texten auch für den privaten Anwender« verlangt ein hohes Maß an technischem Know-how unter der häufig stillschweigenden Annahme, dass Layout und Effektivität des Schreibens in einem direkten Zusammenhang stehen. »Der Anpassung an hierarchische Gesellschaftsstrukturen früherer Jahrhunderte in Titulatur und devoter Sprache steht die Anpassung an das Geschäftsgebaren großer Firmen heute gegenüber, das durchaus richtungweisend auch für den Schriftverkehr zwischen Privatpersonen und öffentlichen Einrichtungen, Behörden, Firmen gelten kann.«¹⁷

Nach wie vor ist es im privaten Bereich ein Zeichen der Verbundenheit, »richtige« Briefe zu schreiben, denn diese nehmen auf der Skala der Kommunikationsmittel einen oberen Rang ein. Briefe bieten – im Gegensatz zu den immer schneller werdenden neuen Medien – im Allgemeinen die Möglichkeit des langsamen Nachdenkens. Aufgrund »der sehr viel größeren Bedeutung und dem umfassenderen Funktionsgefüge des Briefverkehrs in der Vergangenheit« genießen Briefe im Allgemeinen immer noch ein hohes Ansehen, trotz oder wegen der technischen Neuerungen, die sie entbehrlich machen könnten.¹⁸ Denn der Brief scheint Eigenschaften zu besitzen, die den modernen Kommunikationsformen fehlen, wie z. B. formale »Besonnenheit, Ausgewogenheit, Abrundung, Zuverlässigkeit«, auch wenn die Inhalte manchmal durchaus unbesonnen, einseitig, fragmentarisch oder gar auch hinterhältig sind.¹⁹

Obwohl Briefe heute nicht mehr in allen früheren Bereichen und Funktionen vertreten sind, ist die Zahl der Postsendungen nicht kleiner, sondern größer geworden, denn viele Menschen haben sich schon aufgrund ihrer beruflichen Aufgaben an einen zunehmend bürokratisierten brieflichen Schriftverkehr gewöhnt. Aber »das Hin und Her der Verabredung, die Vereinbarung von Treffpunkten, die simple Frage nach dem aktuellen Befinden« wird heute eher dem Telefon anvertraut, häufig als SMS-Nachricht. Eine wachsende

14 Jutta Lütten-Gödecke, Zur Geschichte des Briefschreibens und der Brieftheorie, in: Jutta Lütten-Gödecke/Werner Zillig (Hg.): »Mit freundlichen Grüßen.« Linguistische Untersuchungen zu Problemen des Briefe-Schreibens, Münster 1994, S. 17 f.

15 Ebd., S. 18.

16 Lütten-Gödecke, Zur Geschichte des Briefschreibens, S. 19.

17 Ebd., S. 38.

18 Hermann Bausinger, Die alltägliche Korrespondenz, in: Klaus Beyrer/Hans-Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1996, S. 297.

19 Ebd.

Bedeutung erlangen in diesem Zusammenhang auch die verschiedenen sozialen Netzwerke. Die Briefkorrespondenz war ein Mittel, »die Kontinuität von Verbindungen aufrecht zu erhalten und zu betonen; Briefe waren ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Medium der Freundschaft und der Geselligkeit in der bürgerlichen Gesellschaft«. ²⁰ Auch wenn diese Funktion nicht völlig abhanden gekommen ist, so ist sie nicht mehr prägend für die alltägliche Korrespondenz. Die meisten Briefe sind praktisch orientiert, was einen emotionalen Unterton keineswegs ausschließt. Briefe gelten nach wie vor – anders als Telefonanrufe, E-Mails oder SMS – als Zeichen der Zuwendung und als die Kommunikationsform, welche die persönlichsten und individuellsten Äußerungen erlaubt und ermöglicht. Ein Brief kann betrachtet, geöffnet, gelesen, zur Seite gelegt und noch einmal gelesen werden. Zwar lassen sich auch im Computer Archive »öffnen«, gespeicherte Texte rekapitulieren und sogar »Papierkörbe« füllen, aber es »raschelt nichts«, weshalb der Brief »nicht nur in seinen elektronischen Varianten«, sondern auch in seiner »bieder-habhaften« Form überleben wird. ²¹

Wenngleich Briefe nach wie vor – auch in Zeiten von Telefon, E-Mail und SMS – die Kommunikation über eine größere geographische Distanz sichern, schreiben Menschen immer noch Briefe, die im gleichen Ort wohnen oder sogar im gleichen Haus, doch der Antrieb für das Schreiben scheint ein anderer zu sein und ist – wie bei E-Mails und SMS auch – nicht zwingend an eine zu überwindende räumliche Trennung gebunden. »Persönliche Briefe sind Ausdruck des Wunsches, einer anderen Person in Gedanken nahe zu sein, mit ihr in Gedankenaustausch zu treten, unabhängig von der Entfernung«, denn wie viel Nähe oder Distanz in einem Schreiben gewünscht wird, bleibt von der räumlichen Entfernung meist unabhängig; »eher die Gegenstände, um die es geht, oder die soziale Verbindung«, die zwischen den Schreibenden besteht, haben bei Briefen – wie auch bei E-Mails und SMS – einen Einfluss darauf. ²² Wenngleich die Rahmenbedingungen des Briefeschreibens »sowohl von der persönlichen Situation der Schreibenden als auch von ihrem Verhältnis zum Adressaten her betrachtet, recht unterschiedlich sein« können, ist letztlich der Unterschied nicht so groß, da sich auch das individualisierte Briefeschreiben vor dem Hintergrund kollektiv gestalteter und akzeptierter Briefkultur an Konventionen orientiert. ²³

Briefe sind – im Unterschied zum mündlichen Gespräch, nicht jedoch zur E-Mail – auch nach der Niederschrift, Versendung und Lektüre weiterhin materialiter vorhanden. Sie werden vernichtet oder aufbewahrt, vergessen oder bisweilen auch in Ehren gehalten. Bemerkenswert hoch ist die Zahl der insgesamt überlieferten Briefe aus allen Zeitaltern, auch derjenigen unter ihnen, die eigentlich gar nicht dafür vorgesehen waren oder von denen dies sogar ausdrücklich ausgeschlossen werden sollte. Die Wirkung aufbewahrter Briefe – die ihre Funktion ändern, nachdem sie ihren ursprünglichen Zweck erfüllt haben – ist »in vielen Fällen größer, als im kurzlebigen Kommunikationszusammenhang«. ²⁴

Keineswegs neu ist die Frage, ob im 21. Jahrhundert eine Verdrängung oder sogar Auflösung der Briefkultur zu erwarten ist, und die Antworten darauf fallen je nach Perspek-

20 Ebd., S. 298.

21 Ebd., S. 303.

22 Rainer Baasner, Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis, in: Rainer Baasner (Hg.), Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999, S. 2.

23 Ebd.

24 Ebd., S. 28.

tive sehr unterschiedlich aus.²⁵ Nicht nur angesichts aktueller Tendenzen innerhalb der Briefkommunikation ist ein historisch-systematischer Funktionswandel der Briefkultur insgesamt unverkennbar, weshalb der Brief sowohl in seinem kommunikativen wie auch psychologischen Charakter theoretisch und praktisch neu bestimmt werden muss.

3. E-Mails – Universelle alltägliche Kommunikationsformen

In den vergangenen Jahren sind E-Mails, die zu den ältesten Diensten vernetzter Computer gehören, »zu einem weit verbreiteten Universalmedium alltäglicher Kommunikation geworden«,²⁶ die sich in fast allen Bereichen durchgesetzt haben. *Die* oder – in Österreich auch und in der Schweiz nur – *das* E-Mail²⁷ ist eine in Computernetzwerken auf elektronischem Wege übertragene Nachricht. Die Erfolgsgeschichte der E-Mail begann in den 1980er Jahren; sie war nicht geplant, sondern entwickelte sich aufgrund des Verhaltens der Benutzer. Die erste E-Mail in Deutschland wurde am 3. August 1984 empfangen.²⁸ Noch vor dem World Wide Web wird die E-Mail heute als wichtigster und am häufigsten genutzter Dienst des Internets angesehen. Weltweit wurden 2010 etwa 107 Billionen E-Mails verschickt, davon waren allerdings etwa 89 Prozent Spam.²⁹

E-Mails, die sowohl privater wie dienstlicher Korrespondenz dienen, bestehen aus zwei Teilen: Dem *Header* mit Kopfzeilen und dem *Body* mit dem eigentlichen Inhalt der Nachricht. Die *Betreff*-Zeile gibt dem Empfänger bereits vor dem Öffnen die Möglichkeit eine Auswahl zu treffen zwischen (vermeintlich) wichtigen und unwichtigen Nachrichten.

Wesentliche Vorteile von E-Mails sind ihre Geschwindigkeit, denn sie können in wenigen Sekunden übermittelt und vom Empfänger gelesen werden, aber auch die entstehenden Kosten, weil der finanzielle Aufwand normalerweise gering ist. Der Vorteil wird umso größer, je mehr Empfänger die gleiche E-Mail erhalten. Gegenüber der normalen Post haben E-Mails außerdem den Vorteil, dass ihre Anschriften- und Absendertexte erheblich kürzer sind und E-Mail-Adressen weitestgehend frei gewählt werden können. Darüber hinaus können E-Mails auf Wunsch automatisch weitergeleitet werden und es können zusätzliche elektronische Dokumente angefügt werden. Beim Antworten auf E-Mails zeigen sich ebenfalls eine Reihe praktischer Vorteile, denn sie können einfacher und schneller begonnen werden, weil Absender und Cc-Empfänger der Ursprungs-E-Mail automatisch als Empfänger der Antwort übernommen werden können. Außerdem kann der Inhalt der Ursprungs-E-Mail zitiert oder angefügt werden.

Herkömmliche unverschlüsselte E-Mails sind eher mit einer Postkarte als mit einem Brief vergleichbar, weil deren Inhalt offen und einfach lesbar verschickt wird. Es wird

25 Vgl. z. B. Hermann Bausinger, Die alltägliche Korrespondenz, in: Beyrer/Täubrich (Hg.) Der Brief, S. 294–303; Hannelore Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes, in: Beyrer/Täubrich (Hg.), Der Brief, S. 34–45.

26 Ulrich Schmitz, Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen, (Grundlagen der Germanistik 41), Berlin 2004, S. 96.

27 Vgl. Atlas zur deutschen Alltagssprache, http://philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_4/f24a-g/.

28 Vgl. <http://www.spiegel.de/images/image-2307-gallery-uhfg.jpg>; Martin Oversohl, 25 Jahre E-Mail in Deutschland. Und es hat »Pling!« gemacht, in: Spiegel Online, 1.8.2009, <http://www.spiegel.de/netzwelt/tech/0,1518,639654,00.html>.

29 Vgl. Spiegel Online, Das Internet-Jahr 2010 in Zahlen, 18. Januar 2011, <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,druck-740121,00.html>.

jedoch im Allgemeinen – zum Teil vermutlich aus Unwissenheit der Benutzer – ein erheblich geringerer Sicherheitsstandard als bei einer Postkarte akzeptiert, was einigermaßen verwundert, denn mit einer Postkarte würden wir in der Regel keine persönlich sensiblen Daten versenden.

Anders als Telefon oder Chat wurde die E-Mail nicht für ein synchrones zeitgleiches Senden und Empfangen konzipiert, vielmehr ist sie im Prinzip wie die herkömmliche Post ein eher asynchrones Kommunikationsmedium, bei dem eine Nachricht auch gesendet werden kann, wenn sie vom Empfänger nicht zum gleichen Zeitpunkt entgegen genommen wird. Absender und Empfänger erhalten zudem, anders als beim Telefonat, automatisch eine archivierbare Dokumentation über den kommunizierten Inhalt. Neben der Zeitunabhängigkeit und den geringen Kosten stellte vor allem die Ortsunabhängigkeit einige Zeit einen entscheidenden Vorteil gegenüber den traditionellen Kommunikationsmitteln Telefon und Post dar, weshalb E-Mails »andere Formen des Kommunizierens in mehr oder weniger großem Umfang substituiert« haben,³⁰ was sich jedoch in Zeiten von Smartphones wieder verändert.

Trotz häufiger Eile beim Verfassen bieten E-Mails gegenüber den mehr oder weniger spontanen Aussagen während eines Telefonats die Chance, die jeweiligen Inhalte besser zu durchdenken und zu strukturieren, wodurch sich auch die Gefahr unbedachter und später bereuter Aussagen verringert. Im Gegensatz zum Telefonat muss der Verfasser einer E-Mail jedoch damit rechnen, dass seine Äußerungen langfristig archiviert und mit geringem Aufwand oder sogar unbeabsichtigt an eine beliebige Auswahl von Rezipienten weitergeleitet werden können.

Wie für Briefe gilt auch für E-Mails, »dass deren funktionale und formale Heterogenität eine zufrieden stellende Definition erschwert.«³¹ Vor allem der medial bedingte Unterschied in den zeitlichen Intervallen des Kommunikationsprozesses ist für die Nutzung von E-Mail-Korrespondenz zentral, da sich die größere Unmittelbarkeit des Kontaktes auch in den sprachlichen Formulierungen reproduziert.³² Dennoch kann E-Mail-Korrespondenz durchaus als Fortführung der Kommunikationsform Brief in einem neuen Medium bezeichnet werden, nicht nur weil E-Mails als »Mittler eines Gesprächs mit Abwesenden« fungieren.³³ Ein wesentlicher Unterschied liegt allerdings in der Materialität, denn während Briefe angefasst, versteckt oder zerrissen werden können, muss eine E-Mail nicht notwendigerweise ausgedruckt werden.

In der Regel verfügen Briefe und E-Mails über die gleichen konstitutiven Textstrukturelemente Anrede, Textkörper und Grußformel, und es kommt bei beiden Kommunikationsformen zu vielfältigen Abweichungen von diesem Grundmuster, die bei E-Mails vor allem auf die Schnelligkeit und Unmittelbarkeit hinweisen. Bei E-Mails wiederholte sich, wie bei anderen neuen Medien, dass sie zunächst als Fortführung des Alten mit anderen Mitteln verwendet wurden. Parallel zur Entwicklung der E-Mail-Korrespondenz zu einer universal und weit verbreiteten Kommunikationsform ist auch ihre sprachliche, funktio-

30 Siever, E-Mail.

31 Friederike Kern/Uta M. Quasthoff, Briefe und E-Mails. Linguistische Merkmale und sprachdidaktische Verwendung, in: *Deutschunterricht* 54/4 (2001), S. 16.

32 Uta M. Quasthoff, Kommunikative Normen im Entstehen: Beobachtungen zu Kontextualisierungsprozessen in elektronischer Kommunikation, in: Rüdiger Weingarten, (Hg.): *Sprachwandel durch Computer*, Opladen 1997, S. 23–50.

33 Vgl. Harro Müller-Michaels, Vom Brief zur E-Mail, in: *Deutschunterricht* 54/4 (2001), S. 4–10.

nale, thematische und kommunikative Vielfalt gewachsen, wobei die Wahl der sprachlichen Mittel – wie beim »herkömmlichen« Brief – von dem Absender-Empfänger-Verhältnis, vom Thema sowie vom Zweck und viel weniger von den spezifischen Bedingungen der Kommunikationsform beeinflusst wird.³⁴

E-Mails werden zugleich als Öffnung und Einengung des Privaten empfunden, und die Ebenen von Öffentlichkeit und Privatheit sind – wie durchaus bei einigen historischen Briefen auch – häufig vermischt.³⁵ Eines der größten Probleme bei E-Mails ist oft die Ungeschütztheit der Privatsphäre, da die Botschaften über Monate oder Jahre auf der Festplatte erhalten bleiben können. Durch Handy-Anrufe, SMS und E-Mails sind die Menschen heute auch ohne körperliche Präsenz aneinander gekettet, denn die moderne Telekommunikation ist eine Verbindung, über die in – beide Richtungen – auch soziale Aufmerksamkeit und Kontrolle funktionieren, und die Angst, aus der Aufmerksamkeit der anderen herauszufallen, ist auch das »Einfallstor« permanenter Überwachung.

Mittlerweile sind E-Mails im Kundenkontakt bindend und die Schweizer Post bietet unter dem Schlagwort INCAMail (*Integrity, Non repudiable, Confidential and Authentic*) rechtssicheren E-Mail-Verkehr an.³⁶ In Deutschland soll De-Mail »das verbindliche und vertrauliche Versenden von Dokumenten und Nachrichten über das Internet ermöglichen«, wobei die »Identität der Kommunikationspartner sowie die Zustellung der De-Mails« nachgewiesen werden können.³⁷ Auf ihrem Weg können die Inhalte einer De-Mail »nicht mitgelesen oder gar verändert werden«, wodurch »die Sicherheit der elektronischen Kommunikation im Vergleich zur herkömmlichen E-Mail« erhöht werden und außerdem Spam und Phishing vermieden werden soll.³⁸

4. SMS – Fortsetzung des Telegramms mit anderen Mitteln?

Unter den heutigen Kommunikationsmitteln ist das Handy oder Smartphone nicht mehr wegzudenken und ebenso wenig die SMS als neue Kommunikationsform. »Insbesondere jüngere Menschen schreiben sich regelmäßig SMS-Texte, sie kommunizieren per Tastendruck in unter 160 Zeichen.«³⁹ Bei den europäischen Telekommunikationsgesellschaften gab es seit 1984 erste Überlegungen zur Errichtung eines Textnachrichtendienstes und die erste Version des endgültigen Standards wurde Anfang 1989 verabschiedet. In diesem Jahr feiert die SMS ihren zwanzigsten Geburtstag. »Die erste SMS-Mitteilung mit dem Text *MERRY CHRISTMAS* wurde am 3. Dezember 1992 von einem Computer aus an ein Mobil-

34 Vgl. Ulrich Schmitz, E-Mails kommen in die Jahre. Telefonbriefe auf dem Weg zu sprachlicher Normalität, in: Arne Ziegler/Christa Dürscheid (Hg.), *Kommunikationsform E-Mail*, (Textsorten 7). Tübingen 2002, S. 33–56.

35 Ulla Günther/Eva Lia Wyss, E-Mail-Briefe – eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, in: Ernest W. B. Lüttich/Werner Holly/Ulrich Püschel (Hg.): *Textstrukturen im Medienwandel*. Frankfurt a. M. u. a. 1996, S. 74.

36 Vgl. <https://im.post.ch/>

37 http://www.cio.bund.de/DE/IT-Projekte/De-Mail/demail_node.html; <http://www.de-mail.de/>

38 Ebd.; vgl. auch Torsten Kleinz, Deutsche Post. E-Mail mit Briefporto, Focus online, 17.7.2010, http://www.focus.de/digital/internet/tid-19123/deutsche-post-e-mail-mit-briefporto_aid_530319.html

39 Peter Schlobinski, Duden. Von hdl bis dubidodo. (K)ein Wörterbuch zur SMS. Mannheim u. a. 2009, S. 6.

telefon im britischen Vodafone-Netz verschickt, aber erst seit 1997 können SMS auch vom Internet aus gesendet werden.⁴⁰

Wenngleich die Abkürzung SMS (Short Message Service) den Dienst zur Übertragung von Kurznachrichten bezeichnet, steht sie heute umgangssprachlich zumeist für die Nachricht selbst. In Deutschland ist die Abkürzung der versandten Kurznachricht feminin, in der Schweiz und zum Teil auch in Österreich Neutrum, wohingegen der Kurznachrichtendienst, über die die Texte auf das Display des Empfängers geschickt werden, maskulin ist.⁴¹

Ursprünglich war der Dienst, als Teil des Signalisierungskanals zum Rufaufbau, ein Nebenprodukt und dazu gedacht, Mitteilungen über Netzstörungen oder ähnliche Informationen an die Nutzer zu senden. Daher wurde der Dienst zunächst oftmals kostenlos angeboten, entwickelte sich aber später zum größten Einnahmefaktor der Netzbetreiber.⁴²

Seit den 1990er Jahren ist *sim* im deutschsprachigen Raum die umgangssprachliche Bezeichnung für das Versenden von Kurzmitteilungen mit einem Mobiltelefon. Zunächst ist dieser Neologismus bei Jugendlichen beliebt gewesen, weil er kürzer ist als *eine Kurzmitteilung senden*. Er hat sich aus dem Versuch heraus entwickelt, *sm* auszusprechen und eine angemessene, praktikable Schreibweise zu finden. Ebenfalls gebräuchlich ist der Begriff *texten*; in der Schweiz, in Österreich und im süddeutschen Raum hat sich hingegen der Ausdruck *SM* oder *sm* (ausgesprochen als »es-em-es-en«) eingebürgert.⁴³

Kurzmitteilungen bestehen, ebenso wie E-Mails, aus zwei Teilen: Dem *Header*, in dem verschiedene grundlegende Nachrichtenparameter angegeben werden, wie z. B. die Absendernummer, und dem *Body* mit dem eigentliche Nachrichteninhalt, der aus den Nutzdaten besteht, die übertragen und schließlich auf dem Display angezeigt werden. Die maximale Größe eines Bodys ist auf 1.120 Bit (= 160 Zeichen für Textnachrichten) begrenzt, jedoch gibt es die Möglichkeit, mehrere Nachrichten miteinander zu verknüpfen. Im Durchschnitt ist eine SMS jedoch etwa 90 Zeichen lang.⁴⁴

Die Kommunikation mit dem Handy hat mittlerweile einen zentralen Stellenwert in der Gesellschaft erlangt. In Deutschland übersprang die Zahl der Mobilfunk-Anschlüsse im April 2008 die 100-Millionen-Marke, so dass seither im Durchschnitt jeder Deutsche mehr als ein Handy besitzt. Besonders dank Flatrates wurde auch der mobile Internet-Zugang immer beliebter und attraktiver. Doch nicht nur die Zahl der privaten Nutzer stieg, sondern auch die der Geschäftshandys, Smartphones und Notebooks mit integriertem UMTS-Chip und führte dadurch zu einem Anwachsen der Mobilfunkverträge.⁴⁵ Im Jahre 2010 gab es in Deutschland bereits über 110 Millionen Mobilfunkverträge,⁴⁶ und 83 Prozent der Deutschen über 14 Jahre besitzen mittlerweile mindestens ein Handy.⁴⁷

40 Ebd., S. 13.

41 <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/SMS>.

42 Schlobinski, Duden, S. 13.

43 Vgl. u. a. Duden 1, Die deutsche Rechtschreibung, Hg. von der Dudenredaktion, 25., völlig neu bearb. und erw. Aufl., Mannheim u. a. 2009, S. 987, S. 992; <http://www.duden.de/rechtschreibung/simsen>; <http://www.duden.de/rechtschreibung/smsen>; <http://szenesprachenwiki.de/definition/smsen>; Schlobinski, Duden, S. 11.

44 Vgl. Schlobinski, Duden, S. 11.

45 Vgl. Bernd Reder, Mobilfunk in Deutschland, Mehr als 100 Millionen Mobilfunk-Anschlüsse in Deutschland, 28.4.2008, in: <http://www.crn.de/netzwerke-tk/artikel-4900.html>.

46 Vgl. <http://techfeiber.de/2010/07/11>.

47 Vgl. http://www.bitkom.org/de/markt_statistik/64046_68177.aspx.

Aktuelle Zahlen der Bundesnetzagentur belegen, dass die Deutschen im Jahre 2010 »insgesamt rund 180 Milliarden Minuten lang mit ihren Handys telefoniert« haben, was mehr als einer Verdopplung innerhalb von fünf Jahren entspricht, wohingegen die Festnetz-Telefonie »in den letzten Jahren konstant bei rund 200 Milliarden Minuten lag«.48 Trotz einer großen Zunahme bei SMS und dem mobilen Surfen im Internet ist Telefonieren augenblicklich in Deutschland immer noch die wichtigste Funktion von Handys.49

Weltweit gab es im September 2010 erstmals mehr als fünf Milliarden Mobilfunknutzer, wodurch »der Anteil der Menschen mit Mobilfunk an der gesamten Erdbevölkerung auf 73,4 Prozent stieg.« Es handelt sich dabei um »eines der größten Phänomene in der gesamten Technologiesgeschichte«, denn die mobile Kommunikation hat jetzt nahezu »jedes Land, jedes Alter und jede Einkommensschicht erreicht«.50 Mobilfunk ist damit für viele Menschen zu einem wesentlichen oder sogar notwendigen Bestandteil ihres Lebens geworden, wobei es weltweit nach wie vor sehr große nationale Unterschiede gibt. »Afrika und der Nahe Osten weisen die niedrigsten Penetrationsraten von etwa 50 Prozent aus«, wohingegen es in Westeuropa »bereits mehr Mobilfunkverträge als Menschen« gibt und eine »Penetrationsrate von 157,6 Prozent«.51

Kurznachrichten gewinnen durch die hohe Akzeptanz von SMS einen zunehmenden Einfluss auf die soziale Interaktion und unsere Sprache. »SMS oder ›Short Message Service‹ [...] hat längst den Siegeszug in der nationalen und internationalen Mobilkommunikation angetreten. Ob in Bus oder Bahn auf dem Weg zur Arbeit, auf dem Schulhof, im Klassenzimmer oder abends neben dem Fernsehprogramm: SMS ist immer dabei.«52 In Deutschland erfreut sich die SMS immer größerer Beliebtheit, auch weil immer mehr Mobilfunkverträge mit einer SMS-Flatrate genutzt werden. Im Jahr 2000 wurden 11,4 Milliarden Kurzmitteilungen verschickt und 2005 bereits über 22 Milliarden.53 In den vergangenen Jahren wurden die bisherigen Rekorde jeweils gebrochen. So stieg 2010 die Zahl der pro Jahr Versandten SMS in Deutschland verglichen mit dem Jahr 2009 um 20 Prozent auf 41,3 Milliarden. Für dieses Jahr rechnet der Bundesverband Informatikwirtschaft, Telekommunikation und neue Medien, auf Basis von Daten der Bundesnetzagentur, trotz zunehmender Alternativen, mit einem weiteren Wachstum auf rund 46 Milliarden SMS.54

Die hohen Erwartungen, die mit der Weiterentwicklung der SMS zur MMS (Multi-media Messaging Service) verbunden waren, haben sich bisher nur zum Teil erfüllt. Es ist mit MMS möglich, multimediale Nachrichten an andere mobile Endgeräte oder an normale E-Mail-Adressen zu senden. Die Nachrichten können aus beliebig vielen Anhängen jedweden Typs bestehen, so dass es möglich ist, nicht nur Texte, sondern komplexe Dokumente, Bilder oder sogar kurze Videosequenzen an einen oder mehrere Empfänger zu verschicken.55 MMS ist jedoch nicht kompatibel zur SMS und die mobilen Endgeräte müssen entsprechend eingestellt werden und zudem MMS explizit unterstützen. Verschicken

48 Jan Kluczniok, Handy-Nutzung 2010: Deutsche telefonieren 180 Milliarden Minuten lang, 30.5.2011, <http://www.netzwelt.de/news>.

49 http://www.bitkom.org/de/markt_statistik/64046_68177.aspx.

50 iSuppli, Zahl der Mobilfunknutzer wächst in 2010 auf über fünf Milliarden, 17.9.2010, in: <http://www.it-times.de/news/nachricht>.

51 Ebd.

52 Andy Haller, SMS-Messages. Coole Messages per Handy: So geht's, Niedernhausen 2000, S. 7.

53 http://www.bitkom.org/de/presse/49919_49417.aspx.

54 http://www.bitkom.org/de/presse/8477_67951.aspx.

55 Vgl. u. a. <http://www.openmobilealliance.org/>.

mittlerweile 86 Prozent aller Handybesitzer SMS, pro Benutzer durchschnittlich 700 im Jahr,⁵⁶ so versenden nur etwa 27 Prozent der deutschen Handybesitzer MMS, zum größten Teil Bilder,⁵⁷ was vermutlich auch am derzeit noch erheblich höheren Preis liegen dürfte.

Die SMS wurde als Comeback des »Telegramm[s], ein Text nicht auf Papier, sondern auf dem Handy« beschrieben.⁵⁸ Abgesehen vom Technologiesprung »sind SMS-Mitteilungen gegenüber Telegrammen vor allem preiswert, weniger aufwändig zu versenden und dies gänzlich ohne menschliche Vermittler«.⁵⁹ Das hatte und hat selbstverständlich auch einen Einfluss auf die Sprache, weil z. B. intime Telegramme sehr gemäßigt verfasst worden sind.⁶⁰ Stehen »in Chats die phatische Kommunikation, der Zeitvertreib und die Inszenierung von Sprache im Vordergrund« und finden »E-Mails überwiegend im klassischen Sinne Verwendung«, so »sind SMS-Mitteilungen dazwischen anzusiedeln«.⁶¹

5. Auswirkungen auf den Sprachgebrauch

In der jüngeren Forschungsliteratur wird des Öfteren die These geäußert, dass der Sprachgebrauch in den so genannten neuen Medien grundlegende Veränderungen in der Schriftlichkeit und sogar aktuellen Sprachwandel indiziert. Die Gegenthese dazu lautet, dass die ausdrucksseitigen Merkmale, die in diesem Kontext wiederholt genannt wurden, Sprachgebrauchsformen fortsetzen, die es in der privaten Schriftlichkeit bereits immer gegeben hat. Vergleichende Analysen von sprachlichen Phänomenen, die in neueren Arbeiten dokumentiert werden, beispielsweise mit solchen in Privatbriefen des 19. und 20. Jahrhunderts zeigen, dass es keine wesentlichen Veränderungen der Sprachgebrauchsformen in der »neuen« Schriftlichkeit gibt, sondern vielmehr eher eine veränderte Einstellung zu Sprachgebrauchsnormen.⁶²

Die in den neuen Medien zur Hervorhebung und Abkürzung verwendeten graphischen Mittel entsprechen denjenigen, die entweder bereits seit Jahrhunderten geläufig waren oder mit denen traditionelle Mittel der Hervorhebung wie Unterstreichungen oder Schriftartwechsel kompensiert werden. Auch in Briefen aus vergangenen Jahrhunderten lassen sich die bei der SMS- und E-Mail-Kommunikation zu beobachtenden Auffälligkeiten in der Orthographie, vor allem der Groß- und Kleinschreibung sowie der Interpunktion, feststellen.

56 http://www.bitkom.org/de/presse/8477_67951.aspx.

57 Vgl. Schlobinski, Duden, S. 11.

58 Johannes Schwitalla, Kleine Botschaften, Telegramm- und SMS-Texte, in: Ulrich Schmitz/Eva Lia Wyss (Hg.), Briefkommunikation im 20. Jahrhundert. (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), Duisburg 2002, S. 33.

59 Torsten Siever, Von *MfG* bis *cu l8ter*. Sprachliche und kommunikative Aspekte von Chat, E-Mail und SMS, in: Der Sprachdienst 49/5–6 (2005), S. 144.

60 Schwitalla, Kleine Botschaften, S. 35, 45.

61 Siever, Von *MfG* bis *cu l8ter*, S. 146.

62 Vgl. u. a. Stephan Elspaß, Alter Wein und neue Schläuche? Briefe der Wende zum 20. Jahrhundert und Texte der neuen Medien – ein Vergleich, in: Ulrich Schmitz/Eva Lia Wyss (Hg.), Briefkommunikation im 20. Jahrhundert. (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), Duisburg 2002, S. 7–31; Jörg Meier, Zwischen Textphilologie, Kulturwissenschaft und »neuen Medien«. Interdisziplinäre Anmerkungen und Fragestellungen zum Textbegriff, in: Ulla Fix/Kirsten Adamzik/Gerd Antos/Michael Klemm (Hg.), Brauchen wir einen neuen Textbegriff? (Forum Angewandte Linguistik 40), Frankfurt/M. u. a. 2002, S. 83–92.

Zahlreiche der in den Texten der neuen Medien zu beobachtenden Merkmale, die auf phonetische Phänomene wie Tilgungen, Assimilationen und Reduktionen zurückzuführen sind, lassen sich ebenfalls bereits in historischen Texten nachweisen. Eine genauere Analyse zeigt, dass ihre Beschreibung als »Erscheinungen, die man gesprochener Standardsprache zurechnen kann«⁶³ zu pauschal und ihre gleichzeitige Charakterisierung als »Niederschlag der gesprochenen Sprache« oder als »typische Merkmale der Umgangssprache«⁶⁴ nicht differenziert genug ist. Zu unterscheiden ist zwischen *überregionalen* Merkmalen gesprochener Sprache, wie beispielsweise dem Ausfall des Schwa in *hab* oder der Synkope in *sehn*, die als Erscheinungen des gesprochenen Standards gelten können, und Merkmalen *regionaler* Umgangssprachen, wie die t-Deletion in *nich(t)*, die Tilgung der Anfangssilbe in *(ein)mal* oder Schreibungen wie *wech*. In der Lexik ist zwar ein graduell stärkerer, aber kein grundsätzlich anderer oder neuer Gebrauch von Partikeln und Interjektionen zu beobachten. Wenngleich dialektaler bzw. regionalsprachlicher Wortschatz für konzeptionelle Mündlichkeit als typisch angesehen wird,⁶⁵ ist ihre Verwendung in SMS oder E-Mails vergleichbar selten wie in Privatbriefen aus dem 19. oder 20. Jahrhundert. Auch Ellipsen und Brüche in der syntaktischen Konstruktion sowie die Kürze und parataktische Reihung von Sätzen sind ebenso in der traditionellen privaten Schriftlichkeit wie in E-Mails und SMS belegbar.⁶⁶

Die an verschiedenen Stellen aufgeworfene Frage, »ob die neuen Kommunikationsformen nicht nur Auswirkungen auf den Sprachgebrauch, sondern auch auf das Sprachsystem« haben könnten,⁶⁷ muss aufgrund neuerer Untersuchungsergebnisse differenziert beantwortet werden. Vermeintlich neue Phänomene des Sprachgebrauchs gibt es zum Teil bereits lange, doch haben sie in früheren Zeiten keine in den Grammatiken sichtbaren Folgen hinterlassen.

Entgegen landläufiger Meinung gibt es keinen charakteristischen Sprachstil von E-Mails und unter allen computergebundenen Kommunikationsformen lassen E-Mails die meisten Ausdrucksformen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Spontaneität und Sorgfalt sowie Sprechbarkeit und Druckbarkeit zu und verbinden sie miteinander. Es wird mit elektronischer Post alles in jeder möglichen und früher unmöglichen sprachlichen Form mitgeteilt und verschickt. Die Unterschiede zu anderen Kommunikationsformen ergeben sich vor allem aus den technischen Bedingungen des elektronischen Versands, wie sie sich größtenteils im E-Mail-Formular der benutzten Software niederschlagen.⁶⁸

Kommunikation »und in ihr eingebettete Sprache« hängt jeweils von dem Zweck und der Funktion ab, weshalb eine prototypische SMS oder E-Mail nur schwer zu charakterisieren ist.⁶⁹ Der Sprachgebrauch ist davon weniger betroffen, er wird vielmehr maßgeblich von Kommunikationssituation und Adressatenkreis bestimmt – also funktionalen Aspekten.⁷⁰ Handelt es sich um eine Einladung, ein Kündigungsschreiben, einen Werbebrief, ein Glück-

63 Bernhard Kelle, Regionale Varietäten im Internet – Chats als Wegbereiter einer regionalen Schriftlichkeit? In: Deutsche Sprache 28 (2000), S. 363.

64 Jens Runkehl/Peter Schlobinski/Torsten Siever, Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen, Opladen 1998, S. 102.

65 Vgl. u. a. Christa Dürscheid, Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: die Kommunikation im Internet, in: Papiere zur Linguistik 60/1 (1999), S. 17–30.

66 Vgl. u. a. Elsaß, Alter Wein.

67 Vgl. Dürscheid, Zwischen Mündlichkeit, S. 29.

68 Vgl. Ulrich Schmitz, E-Mails.

69 Siever, Von *MfG* bis *cu l8ter*, S. 146.

70 Vgl. dazu bereits Nina Janich, Electronic Mail, S. 248–259.

wunschschreiben oder eine Produktbestellung, werden jeweils unterschiedliche Schreibstile verwendet. Da einige Softwareprodukte manche Kurzformen automatisch in ihre Vollformen überführen, lassen sich über die Verwendung von Kurzwörtern und Abkürzungen nur sehr bedingt Aussagen treffen. Dass bei SMS aus mancherlei Gründen »die Orthographie in den Hintergrund tritt und, konzeptionelle Mündlichkeit' in den Vordergrund« verwundert aufgrund der oben angeführten Kriterien nicht. Daher sind Diskussionen über den »Verfall der Sprachkultur« kaum nachzuvollziehen, denn jede »Kommunikationsform bringt ihre spezifische Eigenschaften mit, die sich sprachlich niederschlagen können, aber nicht müssen«.71

Im Rahmen einer im Jahre 2008 vom Institut für Demoskopie im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Sprache und des deutschen Sprachrats durchgeführten repräsentativen Umfrage stimmten 65 Prozent der Befragten der Einschätzung zu, dass die meisten Menschen in Deutschland »nur noch wenig Wert auf eine gute Ausdrucksweise« legen, wodurch die deutsche Sprache immer mehr zu verkommen drohe.72 Als eine Ursache für diesen Sprachverfall gaben 43 Prozent der Befragten an, dass »beim Austausch von SMS und E-Mails wenig auf eine gute Ausdrucksweise geachtet« werde.73 Wie wir gesehen haben, verändert sich durch die immer wieder neuen Medien auch die Sprache, aber die Veränderungen »lassen sich als Ausdifferenzierung schriftlicher Textsorten mit charakteristischen Formulierungsmustern einordnen«. Zwar weichen viele »schriftliche Produkte« in den neuen Medien »von den normativen Erwartungen ab, die man gemeinhin professionell redigierten Texten entgegenbringt«, doch lassen sich diese Abweichungen »durch die veränderten Rahmenbedingungen« sowohl der Produktion als auch Rezeption erklären.74 Bislang liegen auch noch keine Hinweise darauf vor, dass sich schulische Schreibfähigkeiten durch den Umgang mit neuen Medien verschlechtern, im Gegenteil legen empirische Untersuchungen nahe, »dass Jugendliche in der Regel durchaus zwischen verschiedenen Sprachstilen und Registern unterscheiden können«75 und die Variationsbreite der Ausdrucksmöglichkeiten insgesamt sogar wächst – allerdings nicht immer im Sinne der Erwartungen der Gesellschaft.

Beruflich und privat bieten die neuen Kommunikationsformen viele neue Schreiblässe und insgesamt wird durch Internet, E-Mail und SMS mehr geschrieben als je zuvor, wodurch sich »für viele Menschen das Aufkommen schriftbasierter Kommunikation deutlich erhöht« hat. Durch »beschleunigtes Schreiben, das seine Spuren in den dabei entstehenden Produkten hinterlässt«, wird dies kompensiert. »Gehäuft findet man Verdreher und Tippfehler, aber auch Orthografie- und Satzbaufehler, die nicht mangelhafter Rechtschreibung und Grammatikkompetenz, sondern der eiligen Textproduktion geschuldet sind.«76 Die zunehmenden »Multitasking-Bedingungen« begünstigen Flüchtigkeitsfehler, aber die Rezipienten sind in der Regel geneigt, Fehler und Mängel zu tolerieren und in vielen Bereichen werden »inhaltliche Relevanz, Aktualität und Engagement« erheblich »höher bewertet

71 Siever, *Von MfG bis cu l8ter*, S. 146.

72 Vgl. <http://www.gfds.de/presse/pressemitteilungen/130608-einstellungen-der-deutschen-zur-sprache/einstellungen-der-deutschen-zu-den-deutschen-dialekten/>.

73 Ebd.

74 Vgl. Angelika Storrer, Über die Auswirkungen des Internets auf unsere Sprache, in: Hubert Burda/Mathias Döpfner/Bodo Hombach/Jürgen Rüttgers (Hg.), 2020 – Gedanken zur Zukunft des Internets, Essen 2010, S. 219.

75 Ebd.

76 Ebd., S. 220.

als sprachliche und formale Korrektheit«.77 Zudem passen die Produzenten ihren Schreibstil »bewusst oder unbewusst an Adressaten und Kontext an«,78 wie das beim klassischen Brief ebenfalls seit langer Zeit zu beobachten ist.

Die Ergebnisse eines umfassenden, unlängst abgeschlossenen Forschungsprojektes zu »Schreibkompetenz und neue[n] Medien«79 bestätigen zwar einerseits den Trend zu einem stärker mündlich orientierten Schreibstil, zeigen aber andererseits auch, dass Jugendliche durchaus zwischen privatem und schulischem Schreiben differenzieren und jeweils unterschiedliche Register nutzen können.80

6. Ausblick – Veränderung der Kommunikation(sbedingungen)

72

Das Internet hat »die kommunikativen Prozesse im Alltag verändert: Wo man früher telefonierte oder den anderen persönlich angesprochen hätte«, schreiben heute nicht nur Jugendliche eine E-Mail oder eine SMS. Im Gegensatz zu nicht-berufstätigen oder älteren Menschen sind sie allerdings »mit den neuen Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten bereits aufgewachsen« und man trifft unter Jugendlichen »nur auf wenige, die nicht regelmäßig an einem Computer sitzen oder kein Handy haben«.81 Sämtliche jährlich durchgeführten Studien zur Mediennutzung zeigen, dass die neuen Medien in unserem Alltag eine immer wichtigere Bedeutung erlangen. Durch immer neue Medien wird einerseits das Spektrum unserer Freizeitbeschäftigungen erweitert, andererseits kommt »das Schreiben in immer neuen, medialen Zusammenhängen zur Anwendung«.82

Die Wirklichkeit bewegt sich schneller als das Nachdenken über sie, und es existieren nur wenige Räume ohne Zeichen; reine Wort- oder Schriftkomplexe sind dabei allerdings selten geworden. Immer häufiger hören wir Wörter im Zusammenhang mit musikalischen oder anderen akustischen Zeichen oder auch nur noch als deren untergeordnete Elemente. Im Alltag sehen wir fortwährend Text-Bild-Kombinationen unterschiedlichster Art, auf Hinweistafeln, Werbeplakaten, Verpackungen, Bildschirmen, in Schaufenstern, Zeitschriften, Tageszeitungen und zunehmend auch in Büchern.

Die klassischen Massenmedien unterminierten zunächst die Macht der Schrift. Rundfunk und Fernsehen brachten uns das Zeitalter der »sekundären Oralität«,83 und es ist heute nicht mehr erforderlich, gründlich lesen und schreiben zu können, um am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, das wir ohnehin fast nur noch aus den Medien kennen, wohingegen allerdings bezahlte Beschäftigungen kaum noch ohne gute Lese- und Schreibkenntnisse zu finden sind. Keineswegs ist Schrift überflüssig geworden, denn es wird täglich immer mehr gedruckt, geschrieben und gelesen, aber Schrift verliert ihre vormalige Selbständigkeit, wie beispielsweise im prototypischen Buch, im langen Aufsatz, der frühen Zeitungsanzeige oder dem traditionellen Geschäftsbrief. Schriftzeichen gehen heute in komplexe Zeichengebilde ein und Werbefilme, Plakate sowie Texte an Waren sind die Protagonisten. Selbst

77 Ebd.

78 Ebd., S. 221.

79 <http://www.schreibkompetenz.uzh.ch/>.

80 Vgl. Christa Dürscheid/Franc Wagner/Sarah Brommer, *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*, (Linguistik – Impulse & Tendenzen 41), Berlin, New York 2010.

81 Ebd., S. 1.

82 Ebd., S. 2.

83 Walter J. Ong, *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*, [Aus dem Amerikanischen übers. von W. Schömel], Opladen 1987, S. 136.

in ehemals rein schriftlichen Texten wie z. B. Geschäftsberichten, Gebrauchsanweisungen oder Lateinbüchern spielen Textdesign und Grafik eine wachsende Rolle. Das zunehmend flüchtig gesprochene Wort, Töne, Geräusche, bewegte und stehende Bilder tragen immer größere Teile gesellschaftlicher Selbstverständigung. Nur für eine relativ kurze Zeitspanne war Schrift das dominante und gegenüber anderen Zeichensystemen weitgehend autarke Medium unserer abendländischen Kultur. Die Differenzierungen im Zeichengebrauch waren von technischen Entwicklungen getragen und von gesellschaftlichen Interessen geprägt. Die Öffentlichkeit wandelte sich parallel von einer vornehmlich bürgerlich aufklärenden⁸⁴ zu einer zunehmend massenhaft Aufmerksamkeit heischenden.⁸⁵

Einen erheblichen Entwicklungsschub brachte der Computer, durch den die Integration vormals eher getrennter Zeichensysteme noch einmal verstärkt und beschleunigt wurde. Er wurde in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten zu einer semiotischen Universalmaschine, denn erstmals kann ein und dasselbe Gerät alle technisch vermittelten Kommunikationsformen miteinander verbinden. Bereits eine recht einfache Konfiguration vereint die herkömmlichen Funktionen diverser Geräte, wie Schreibmaschine, Radio, CD-Player, Fernsehen, Telefon, Faxgerät, Drucker etc. mit neuartigen Kommunikationsformen wie E-Mail, Hypertext und Internet. Die ehemals klare Trennung von Massen- und Individualkommunikation wird dadurch verwischt und obsolet. Offen bleibt, wie wir damit umgehen werden, so wie die Nutzung von Büchern und Massenmedien offen war und z. T. immer noch ist.

Trotz der großen Ausweitung digitaler Informationstechnologie wird zudem die Beständigkeit der Datenspeicherung immer problematischer. Oftmals können Dateien auf Computerdisketten oder CD-Rom bereits nach wenigen Jahren nicht mehr gelesen werden, weil die Computerprogramme in schnellem Tempo durch immer neue ersetzt werden. Daher müssen Informationen, die für eine Wiederverwendung gespeichert werden sollen in regelmäßigen Intervallen auf neue Speicher übertragen, Sicherheitskopien angefertigt und Speicherkapazitäten ständig kontrolliert werden – ein Graus, nicht nur für Archivare. Ein E-Mail-Archiv ist als Wissens- und Belegdatenbank auf der Festplatte ebenso wenig geeignet wie als Belegschatz für intime Bekundungen,⁸⁶ und »Briefwechsel-Editionen prominenter Persönlichkeiten könnten eines Tages eine seltene Ausnahme darstellen.«⁸⁷

Die äußere Abgeschlossenheit und innere Ganzheit, zu der rein schriftliche Texte neigen, weicht zunehmend offeneren semiotischen Gebilden. Der Trend zur Multimedialisierung und in der Folge auch Fragmentarisierung wird mit Computern noch intensiviert. Immer schneller, massenhafter und komplexer entstehen auf elektronischer Grundlage Zeichen. Beschleunigung und Beweglichkeit, Partikularisierung und Komplexitätszunahme, Vergänglichkeit und bisweilen vermeintliche Innovation führen dazu, dass immer flüchtigere Produktion und Rezeption die kognitiven Fähigkeiten vieler Menschen übersteigt, so dass sie nur noch blindlings zappen oder neue Kommunikationsweisen entwickeln können.

Schrift kann aufgrund der je besonderen Leistungsfähigkeit von Bild und Ton über sich hinauswachsen und im Kontext mit ihnen neue Qualitäten entwickeln, denn mit Compu-

84 Vgl. Jürgen Habermas, Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied, Berlin 1962.

85 Vgl. Georg Franck, Ökonomie der Aufmerksamkeit, in: Karl Heinz Bohrer/Kurt Scheel (Hg.), Medien. Neu? Über Macht, Ästhetik, Fernsehen. (Merkur 534/535). Stuttgart 1993, S. 748–761.

86 Vgl. Holger Wölflé, Liebeskommunikation in E-Mails, in: Arne Ziegler/Christa Dürscheid (Hg.), Kommunikationsform E-Mail, (Textsorten 6), Tübingen 2002, S. 187–215.

87 Siever, E-Mail.

tern können sämtliche hergebrachten Kommunikationsweisen – außer vielleicht dem persönlich unmittelbaren Gespräch – in einem Medium zusammengeführt werden, wodurch neue Kommunikationsformen, semiotische Gebilde und Textsorten entstehen können. Die strikte Unterscheidung zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation löst sich tendenziell auf, denn Computer erlauben neuartige, flexible, interaktive, individuelle Benutzungsformen, die noch nicht ausgeschöpft sind.

Doch der Umgang mit an Computern erschaffenen multimedialen Zeichengebilden gleicht eher einer technischen Prozedur als einer geistigen Konstruktion oder Lektüre von Sinn, weil es nicht darum geht, Sinnkontinuität zu erzeugen oder zu entdecken, sondern darum, fragmentarische Botschaften aneinander zu bauen und zu bearbeiten. Computerzeichen sind Stationen der Semiose, denn anders als bei handschriftlich verfassten Texten wird häufig eine Vollendung oder ein Ende gar nicht angestrebt, und stärker als bei gedruckten Texten sind wir uns in der Regel der Vergänglichkeit von Zeichen bewusst. Die »Technologisierung des Wortes«⁸⁸ und anderer Zeichen hat eine neue Stufe erreicht, weil die Technik ins Wort selbst eingewandert ist, z. B. als Bedienungselement des Computers – klicke auf ein Wort und es erfüllt seine Bedeutung; zeige auf ein Bild, und es wird Wirklichkeit. Doch wir haben dies alles zunächst nur im »Medium«, und kommen nicht zurück aus der semiotischen Welt hinter den Spiegeln in die Realität, denn das Zeichen ist lediglich eine technische Bedienung des Computers, die – in der Regel – programmgemäß eine wohldefinierte technische Routine in Gang setzt.

Bei der Veränderung unserer Schrift- und Lesekultur bzw. ihrem vermeintlichen Niedergang handelt es sich um ein umfassendes Phänomen, das sich keineswegs auf das Bildungssystem, die wirtschaftliche Situation, den Status sozialer, ethnischer oder religiöser Gruppen, auf politische Systeme oder kulturhistorische Faktoren reduzieren lässt.

Bei der heutigen Verwendung des Begriffs *Wissensgesellschaft*, im Hinblick auf die modernen Informationstechnologien, wird häufig kaum beachtet, dass ähnliche oder gar gleiche Faktoren für den Aufbruch in die Neuzeit im 16. Jahrhundert verantwortlich sind, nämlich die Popularisierung neuer Informationstechnologien mit einer Wirkung in weiten Kreisen der Bevölkerung. Seit der Reformation, vermehrt jedoch seit der Aufklärung wurden Lese- und Schreibfähigkeit als grundlegendes Bildungsgut verstanden. Während der Aufklärungszeit im 18. Jahrhundert erlebte, ausgelöst durch die Diskussion über allgemeine Bildung und Zuwachs des Wissens, auch der Schriftgebrauch einen Entwicklungsschub. Im Kontext des Aufbaus eines allgemeinen Schulwesens spielte die Schrift eine Schlüsselrolle. Das 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts können als Zeit der stärksten Schriftverbreitung gelten. Bereits zu diesem Zeitpunkt entwickelte sich das lateinische Alphabet zu dem am meisten verwendeten Schrift, nicht nur in Europa.

Entmystifiziert und im Kontext der Industriegesellschaft betrachtet, gilt es dabei auch zu berücksichtigen, dass der Aufstieg der typographischen Medien mit der kolonialen Ausdehnung Europas, der Einführung der Marktwirtschaft, der industriemäßigen Ausbeutung der Natur und der Ersetzung jenseitiger Heilserwartungen durch diesseitige Profit- und Wissensgier zusammenfiel. Erheblich weniger als die Handschriften des Mittelalters, haben sich die typographischen Medien in institutionelle Bahnen zwingen lassen, denn sie sind imperiale Medien, die riesige kommunikative Netze benötigen und sie zugleich ermöglichen.

Die typographische Informationsverarbeitung und Kommunikation ist gleichzeitig Voraussetzung und Folge einer ungläubigen neuzeitlichen Industriegesellschaft. Dabei haben

sich die europäischen Industrienationen so weit differenziert, dass schließlich das Gefühl für das Zusammenwirken der einzelnen Teile, von Wirtschaft und Kunst, von Natur- und Geisteswissenschaften, verloren gegangen ist.

Sprache erfasst den Menschen in allen seinen Aspekten, in seinen biologischen Anlagen, seinem Raum- und Zeitverständnis, seinen kognitiven und manuellen Fähigkeiten, seinen Emotionen und Empfindungen, seiner Sozialität und seinen politischen Organisationsstrukturen sowie – besonders deutlich – in seiner Lebenspraxis. Mittels der Sprache konstituieren wir das, was wir tun, warum und wie wir es tun.

Es ist nicht eindeutig zu eruieren, ob die allgemeine Beschleunigung des Lebensrhythmus auf Veränderungen der Sprache und Sprachbenutzung zurückzuführen ist, oder ob die Veränderungen der Sprache diese Beschleunigung nur widerspiegeln. Wir werden mit der paradoxen Tätigkeit, eine unentzifferbare Welt zu entziffern nicht aufhören. Es fehlen umfassende holistische Konzepte der neuen Seh-, Sprech-, Schreib-, Hör- und Denkweisen. Wir sollten die Möglichkeit, uns durch vernetzte Schrift bewegen zu können, als eine weitere Herausforderung an die menschliche Fähigkeit ansehen, mit komplexen Strukturen umzugehen. Neuere Theorien der Welt, des Gehirns und des Denkens sowie unserer biogenetischen Grundlagen haben uns zu neuen Erfahrungen der Selbstkonstitution verholpen, die sich von dem unterscheiden, was vorausgegangen ist. Die Verwendung neuer Medien muss nicht automatisch Auswirkungen auf die Sprache und Form von Texten haben – entscheidend bleiben die Kommunikationssituation und der Teilnehmerkreis. Bei alledem hängt der Wert neuer Techniken letztlich davon ab, was wir mit ihnen machen und wie wir mit ihnen umgehen, denn selbstverständlich können wir dummes Zeug sagen und Geniales mit dem Computer schreiben, schlechte Bücher lesen und herzerreißende elektronische Botschaften empfangen – oder auch umgekehrt. Dabei werden immer neue Kommunikationsformen, wie beispielsweise Social Networks, die alten nicht gänzlich ablösen, aber ihre quantitative und qualitative Verwendung erheblich verändern.